

№ 27. 1899.

Jessie's Vormund.

Roman von **Hans v. Heldrungen.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Sam, führe die Dame in's Umkleidezimmer," befahl Doktor Commins.

Entrüstet schaute Jessie zuerst auf Doktor Commins, dann auf ihren Onkel, wobei sie im Fluge bemerkte, daß dieser lebhaft auf Mary einredete und diese ihr verstohlene Zeichen zu machen suchte. Was ging hier vor? Ein fürchterlicher Schreck befiel Jessie. Was wollte man von ihr? War sie — — war sie schon Gefangene?

„Ich will —" brachte sie zitternd vor Aufregung vor.

„Was Sie wollen, ist hier ganz gleichgiltig," sagte der Hausknecht, hob sie wie eine Feder auf seine mächtigen Arme, und ehe sich Jessie dessen versah, stand sie in einem Zimmer mit weißgetünchten kahlen Wänden, zwei stark vergitterten Fenstern, einigen Stühlen, einem Tisch, einem Bett, Alles so primitiv wie möglich, und einem Betstuhl, über dem das Bild des Erlösers hing. Die Unglücklichen, die hierher kamen, konnten seine Hilfe brauchen.

„Dort liegt Ihre Anstaltskleidung, Miß, wie Sie sehen, schon fix und fertig. Wenn sie nicht so exakt passen sollte," hörte sie den Menschen, der sie hierher gebracht, sagen, „so liegt dort in dem Kästchen Nähzeug, dessen Sie sich bedienen dürfen. Und nun seien Sie so vernünftig, wie Ihnen möglich," fügte er mit lauterer, fast drohender Stimme hinzu. „Machen Sie vor allen Dingen keinen Lärm, das sage ich Ihnen. Wenn Sie Lärm machen, so sollen Sie rasch wissen, was hier Hausordnung ist. Verstanden?"

Jessie hörte vor Schreck und Aufregung kaum, was der Mann sagte. Wie aus allen Himmeln gestürzt, wie eine wirklich Verdammte, verdammt zu allen Qualen des Lebens, stand sie da. Bleich und zitternd sah sie den Menschen an, der so mit ihr zu sprechen wagte. Sie sah, wie er roh, gleichgiltig, geschäftsmäßig seine Hantirungen besorgte und dann ruhig fortging, als sei gar nichts weiter vorgefallen. Sie hörte, wie er von außen die Thür zuschloß. Sie war allein, gefangen wie ein Verbrecher, wie ein wildes Thier. Was hatte sie verbrochen? Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich ihrer. Die kleinen, zarten Fäustchen bearbeiteten die verschlossene Thür, bis sie bluteten, und Töne stieß sie dabei aus, vor denen sie selbst erschrocken wäre, wenn sie sie nur vor Aufregung gehört hätte. Jeder gesunde, mitfühlende Mensch, der sie in dieser Situation beobachtet, hätte sich sagen müssen, daß sie unter



Sepp als Kindswärter. Nach einem Gemälde von M. Budinski. (S. 211)

diesen Umständen um ihren Verstand kommen müsse.

Doktor Commins saß mit Jefferson und Miß Mary etwa drei Zimmer weiter entfernt beim Frühstück und ließ sich's vortrefflich munden. Mary weinte; Simon war bleich und ziemlich erregt.

„Hören Sie sie?" fragte Doktor Commins, sich zu Mary hinüber neigend. „Hören Sie das? Und Sie wollen mir vorschwindeln, Ihre Herrin wäre gesund? Wäre nicht tobsüchtig? Davon war ich überzeugt, als ich sie das erste Mal sah. Aber ich kenne das wohl. Das dauert hier einige Tage. Dann ist es vorbei. Dann beginnt meine Kur und ist, wie ich hoffe, in etwa zwei bis drei Monaten zu Ende. Mit dem Frühjahr gebe ich Ihnen die theure Kranke sicher als geheilt zurück, und Sie werden mir, ebenso wie Sie mir jetzt zürnen, dann danken. Verlassen Sie sich darauf."

Dabei schob er behaglich kolossale Stücke Fleisch in den großen Mund und trank ab und zu in großen Zügen Doppelbier, während das gellende, herzzerreißende Geschrei Jessie's, bei dem Mary Krämpfe zu bekommen drohte, schauerlich das Haus durchhallte.

Simon Jefferson, dem bei der Sache durchaus nicht wohl zu sein schien, stand auf.

„Wir müssen aufbrechen, Mrs. Wimpleton. Es ist Zeit," sagte er. „Wollte Gott, meine Pflicht hätte mich nicht gezwungen, Zeuge dieser Scenen zu sein. Es ist ein Unglück. Aber was sein muß, muß sein. Nur einen Trost haben wir: daß wir im Interesse Jessie's handeln, zu ihrem Heile, zu ihrer Wiedergenesung von so schrecklicher Krankheit beitragen. Eine Wunde brennt man mit Feuer, ein Fieber löscht man mit Eis, und Wahnsinn heilt man mit Zwang. Trösten Sie sich, Mary — ich muß es ja auch. Das ist nun einmal nicht anders."

„Trösten Sie sich, meine Theure," sagte nun auch Doktor Commins, „ich bin überzeugt, morgen schon wird unsere theure Kranke ruhiger sein und sich freuen an der herrlichen Umgebung von Halfsea-Castle, und wenn wir erst die erste Bootfahrt auf der Wigtownbai unternehmen werden, wird sie nicht mehr wünschen, von hier fortzugehen. Sie werden also nur die Wahrheit sagen, wenn Sie auf Befragen Jedermann mittheilen, daß sich Miß Jefferson in Halfsea-Castle wohl befindet und gern hier ist. Wirklich nur die Wahrheit. Nicht, Mr. Jefferson?"

„Ohne Zweifel," sagte dieser. „Und Sie werden den Brief, den ich Ihnen für meine Nichte übergab, sicher befördern, Doktor Commins?"

„Sie dürfen mir glauben, daß ich nichts versäumen werde, die theure Kranke über Ihre Abreise wieder zu beruhigen, und deshalb werde ich auch den Brief noch heute abgeben."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Das Vertrauen zum Arzte ist in solchen Fällen die Hauptsache. Kommen Sie, Mary."

„Mr. Jefferson," bemerkte Doktor Commins, da von Abschiednehmen die Rede war und für ihn die Hauptsache vermuthlich in etwas ganz Anderem bestand, „Sie haben wohl schon vergessen —"

„Was? Ah so! Nun, ich habe Ihnen doch den Check schon gegeben, Doktor?"

„Hm ja, natürlich, aber was sind fünfzig Pfund? Du lieber Gott, Sie wissen ja, daß hier in diesem Falle nicht gespart werden darf. Kurzum, ich bitte noch um einen Check von fünfzig Pfund. Es ist, damit wir wissen, wie wir gegenseitig daran sind."

Simon Jefferson sah den gewissenhaften Doktor an. „Doktor Commins —" sagte er wie leicht drohend.

„Mr. Jefferson?" fragte dieser und sah sein Gegenüber fest an.

Dann gab Simon dem Arzte noch einen Check von fünfzig Pfund, den Doktor Commins schmunzelnd einsteckte.

Mit einer unglaublichen Kraft setzte Jessie ihre Versuche, sich durch Lärm und Geschrei zu befreien, fort. Nach etwa einer Stunde — ihr Vormund war mit Mary soeben wieder fortgefahren — hörte sie, wie die Thür zu ihrer Zelle aufgeschlossen wurde. Sie athmete auf; sie schöpfte neue Hoffnung. Derselbe schmierige, ekelhafte Mensch, der sie gewaltsam hierher gebracht hatte, erschien unter der Thür und hatte eine kleine lederne Hundepeitsche in der Hand, die er langsam und schwerfällig an einen Haken des Thürpfostens hing.

„Machen Sie nicht mehr solchen Lärm, Miß," sagte er ruhig.

„Was — was soll die Peitsche da?" fragte Jessie zitternd.

Mit einem vielsagenden Blick antwortete Sam: „Miß, es ist nur, damit Sie es wissen. Verstanden?"

Damit drohte er leicht mit dem Zeigefinger und ging wieder fort.

Einen Augenblick schien es, als ob die Wuth der Verzweiflung sie durchglühe. Sie richtete sich hoch auf, ballte die kleinen weißen Fäuste krampfhaft zusammen und warf funkelnde Blitze aus den großen, klaren Augen. Wie eine vom Schmutz der Gemeinheit beleidigte und getroffene Göttin stand sie da. Aber sie war an der Grenze ihrer Kraft angekommen. Die unnatürliche Spannung ihrer Muskeln ließ plötzlich nach, offenbar wider ihren Willen, mühsam schleppte sie sich schluchzend nach dem Betstuhle, und unter dem Bilde des Erlösers brach sie elend zusammen.

„Vater!" wimmerte sie hilflos und verlassen, „lieber Vater! Nimm Dein Kind zu Dir!"

16.

Die Aufregungen der letzten Tage und Nächte schienen selbst für einen so starken und robusten Mann, wie Simon Jefferson es war, schließlich doch eine beängstigende Wirkung auszuüben. Wenigstens ängstigte sich Mary Wimpleton darüber, als sie mit ihm nach London zurückfuhr. Er hatte schon auf der Reise von London nach Halfsea-Castle nicht geschlafen. Die Abmachungen mit Doktor Commins hatten geheim getroffen werden müssen, und dazu hatte sich die Nacht der Reise gerade gut geeignet. Aber auch auf der Heimreise wollte es mit dem Ausruhen nicht gut gehen. Kaum nickte er einmal in einem Sessel ein wenig, so befiel ihn auch schon eine fürchterliche Athembeklemmung.

Es war ihm immer, als müsse er eine schwere Kugel am Fuße mit sich fortschleifen, und diese Last wurde immer schwerer und schwerer. Mit jedem Schritt schien die Kugel zu wachsen. Er keuchte dann im Schlaf entsetzlich, und seine Nerven im Gesicht und in den Armen geriethen in schreckliche Zuckungen. Es war ihm immer, als ob die verdammte Kugel, die anwuchs wie ein rollender Schneeball, ihn in einen schwarzen Abgrund hinunterreißen wolle. Dann fuhr er angsterfüllt und erschrocken über sein eigenes Stöhnen wieder auf aus dem Schlummer und war bestürzt, wenn er sah, daß ihm Mary Wimpleton gegenüber saß.

„Habe ich im Schlaf etwas gesagt, Mrs. Wimpleton?" fragte er hastig.

„Nein, Sir, aber Sie zuckten so fürchterlich zusammen."

„Achten Sie nicht darauf. Es ist der versäumte Schlaf, der sich nun rächt. Ich will auch nicht mehr schlafen im Wagen. Ich will warten, bis ich nach London zurückkomme. Wir werden noch vor Mitternacht dort sein. Himmel, wie süß werde ich schlafen, wenn ich erst wieder einmal in meinem Bette zu Hause liege! Lassen Sie uns also ein wenig plaudern, Mrs. Wimpleton, damit die Zeit vergeht. Sie haben meine Nichte Jessie sehr, sehr lieb, wie?"

„Mehr als Alles, Sir."

„Gott lohne es Ihnen. Sie glauben nicht, wie ich treue Anhänglichkeit an meine Nichte und überhaupt an meine Familie schätze. Sie werden sich nun natürlich sehr einsam fühlen?"

„Wie sollte ich nicht?"

„Ich dachte es und habe schon meinen Plan zurecht gemacht. Es ziemt sich nicht, eine so treue Dienerin unseres Hauses dem Zufall zu überlassen. Ich mache Ihnen daher den Vorschlag, während der Krankheit meiner Nichte, die ja, will's Gott, in ein oder zwei Monaten wieder vollständig gehoben sein wird, zu mir nach London zu kommen und in meinem Hause zu wohnen."

„Sir —"

„Hören Sie nur ruhig zu, meine theure Mrs. Wimpleton. Wie Sie wissen, ist meine Frau nicht gerade von besonders fester Gesundheit. Sie soll also während des Winters nach Nizza. Aber auch, wenn sie darein nicht willigen sollte, so fehlt es doch meiner Haushaltung an einer festen, energischen Frauenhand, an einer treuen Ueberwachung der Dienstboten. Und dann noch Eines. Wenn Sie jetzt wieder nach Westhampton-Court kommen, so werden sich alle Augenblicke Leute einfinden, die Sie fragen, wo meine Nichte ist, wie es ihr geht, was sie thut, was sie nicht thut und was weiß ich Alles noch."

„Ach Gott, ja."

„Das würde nicht nur Ihnen sehr peinlich sein, Mrs. Wimpleton, sondern es wäre dies auch für Jessie höchst unangenehm und für die ganze Familie schrecklich. Sie wissen ja wohl, daß man solcherlei Krankheiten, wie sie Jessie nun einmal hat, wenigstens Unberufenen gegenüber verheimlicht. Die Menschen sind nun einmal so, daß sie Kranken, die ihrer fünf gesunden Sinne nicht mächtig sind, auch nie wieder in ihrem ganzen Leben gesunde Sinne zutrauen. Sie begreifen, wie schrecklich das für Jessie sein müßte, wenn sie später wieder gesund nach Westhampton-Court kommt."

„Gewiß, Sir, vollkommen."

„Die Sache ist ja auch so natürlich. Ich hatte also vor, Westhampton-Court einfach zu schließen, die Diener zu beurlauben und an dem Parkthor eine Mittheilung für etwaige Besucher anzubringen, daß die Herrschaft verreist sei. Auf diese Weise entgeht man allen müßigen Redereien. Nicht wahr?"

„O, natürlich. Selbstverständlich, Sir."

„Daß von uns aus Niemand, wer es auch sei, erfährt, wo Jessie gegenwärtig ist, brauche ich ja wohl nicht erst zu versichern, aber ich möchte auch, daß Sie mir versprächen, mit Niemand, wer es auch sei, von der Sache zu reden. Das erfordert Jessie's Interesse. Wollen Sie mir das versprechen, Mrs. Wimpleton?"

„Ja, Sir, und von ganzem Herzen."

„Und Sie wollen während der traurigen Zeit zu mir nach London in mein Haus kommen?"

„Wie Sie befehlen, Sir."

„Sie sollen es nicht bereuen, meine theure Mrs. Wimpleton. Ich werde Ihnen beweisen, wie hoch ich Ihre treue Anhänglichkeit zu schätzen weiß."

Mr. Simon Jefferson hatte eine unglaubliche Gewandtheit darin, seine Absichten durch allgemeine Gesichtspunkte zu decken und hinter ihnen zu verbergen. Es konnte ihm natürlich nicht gefallen, daß Mary etwa Miß Tapperday oder gar Doktor Strehlen von der Einsperrung Jessie's erzählte, oder überhaupt unliebsame Redereien über die Angelegenheit entstanden, und er war klug genug, die mehr gutmüthige als verstandesscharfe Mary so lange zu bearbeiten,

bis er die Situation in dieser Beziehung vollständig beherrschte.

Es war fast Mitternacht, als er endlich wieder nach London zurückkehrte. Er staunte. Es erschien ihm, als wenn er nicht einen Tag, sondern Jahr und Tag von London abwesend gewesen wäre, so verzehrte ihn die Unruhe, die Ungewißheit — die Neugier. Ja, die Neugier war für ihn zu einer wahren Qual geworden. Er wollte durchaus wissen, was denn nun eigentlich aus der Geschichte mit dem alten Finding geworden wäre.

Was bis zu seiner Abreise geschehen war, das wußte er sehr wohl. Er hatte sich darüber auf's Genaueste informirt. Aber was seitdem in der Sache gethan worden, konnte er natürlich nicht wissen, und er hatte, so sehr ermüdet er war, keine Ruhe, bis er endlich am nächsten Tage ausgehen konnte, um Erkundigungen einzuziehen. Nun wäre es freilich das Einfachste gewesen, wenn er nach Old Bailey zu dem Untersuchungsrichter gegangen wäre, um sich unter Berufung auf seine geschäftliche Verbindung mit dem todten Advokaten die Akten zeigen oder, wenn das nicht ging, den erforderlichen Aufschluß geben zu lassen. Aber das wollte Simon Jefferson nicht. Er mußte dabei ein Gesuch einreichen und dieses mit seinem Namen unterzeichnen — alles das gefiel ihm nicht. Er hatte eine geheime Scheu, ein Grauen vor Newgate und Old Bailey, und immer, wenn er schon die dicken, finsteren Mauern der Gefängnisse von Weitem sah, machte er einen großen Umweg, nur, um sie nicht sehen zu müssen. So auch heute.

Er ging über die Londonbrücke hinüber auf das andere Themseufer und kehrte über die Waterloobrücke zurück, nur um Newgate in weitem Bogen zu umgehen. So ging er schlendernd, hie und da stehen bleibend und sich die Auslagen der Läden besehend, recht wie ein Mann, der nichts zu thun hat und dem seine Zeit Langeweile und Verlegenheit bereitet, durch die Straßen nach der Gegend hin, die man die Seven Dials nennt. Es ist dies ein Wirrwarr von Straßen und Gäßchen, Plätzen und Plätzchen, Sackgassen und Gallerien, und es gilt als Thatsache, daß es in ganz England keinen Menschen gibt, der sich mit Sicherheit in den Seven Dials zurechtfindet.

An einer Ecke, an der ein Pfandleihgeschäft sich befindet, blieb Jefferson plötzlich rathlos stehen, wie ein Mann, der sich vollständig verirrt hat. Ein Herr kam vorüber, der einen hohen Cylinder, dunklen Anzug und Zwirnhandschuhe trug.

„Sie entschuldigen, Sir," sprach ihn Simon Jefferson in einer merkwürdigen Aufregung an, „ich habe mich verirrt. Würden Sie mir nicht sagen können, wie ich aus diesem verwünschten Labyrinth wieder heraus in die Gegend von Piccadilly komme?"

Der Angeredete blieb einen Augenblick stehen, sah den Fragenden kurz und flüchtig, aber sehr genau an und sagte dann liebenswürdig und sehr gesprächig: „Verirrt, Sir? Das ist sehr erklärlich. In den Seven Dials verirrt sich Jeder. Ich habe zufällig auch den Weg nach Piccadilly, Sir. Wenn es Ihnen beliebt, können wir ja zusammen gehen. Beschreiben läßt sich das nicht. Das sind eben die Seven Dials."

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete Simon Jefferson höflich, und die beiden Männer gingen zusammen weiter.

„Sehen Sie, Sir," plauderte der Herr weiter, „die Seven Dials. Man muß wissen, was das ist. Ich habe einmal einen Mann gekannt, der kaufte in den Seven Dials ein Haus und fand es dann nicht wieder. Der Mann ist sieben Jahre in den Seven Dials herumgelaufen und fand sein Haus nicht wieder. Sehen Sie, Sir, das sind die Seven Dials. Das muß man wissen."

„Unglaublich, ganz unglaublich!" antwortete Jefferson, den Witz seines liebenswürdigen Begleiters aus Höflichkeit für bare Münze nehmend.

„Fremd in London, Sir?"

„Ja, Sir," antwortete Simon Jefferson.

„Acht geben, Sir. In London muß man immer Acht geben."

„Aber die Seven Dials sind doch wohl so ziemlich sicher?"

„So sicher wie die City."

„Nun," sagte Simon etwas zögernd, aber mit einer gewissen lauernden Aufmerksamkeit und Schärfe, „nun, die City mag ja wohl verhältnißmäßig sicher sein, aber absolut sicher ist sie doch nicht."

„He? Wie meinen Sie, Sir?"

„Ich habe noch vor einigen Tagen von einer Mordthat in der City gehört, die man wirklich nicht für möglich halten sollte."

„Mordthat? Nicht daß ich wüßte, Sir."

„Doch, doch, ich weiß es ganz genau, denn das Opfer war ein Herr, den ich sehr gut kannte, ein Advokat Finding, James Finding in Lincolnsinn."

„Richtig, Sir, richtig. Sie kannten Mr. Finding?"

„Ja. Ich habe mich seiner einige Male bei Rechtsgeschäften bedient. Und von seinem Mörder hat man, wie es scheint, noch keine Spur? Ich habe gehört, daß der Neffe Finding's, ein gewisser Niggs, in der Angelegenheit sehr verdächtig erscheinen soll. Haben Sie etwa zufällig Näheres erfahren, Sir?"

„Zufällig. Ganz zufällig. Niggs ist allerdings gefänglich eingezogen und sehr, sehr verdächtig."

„Was mich anbetrifft," fuhr Jefferson mit einer gewissen Lebendigkeit und Beredtsamkeit fort, „so bin ich nahezu sicher, daß der junge Mann wirklich der Thäter ist. Bedenken Sie blos: er ist der Erbe, der also am Tode des Onkels ein ganz bedeutendes Interesse hat, er ist ein junger, leichtsinniger Lebemann, wissen Sie, so ein Sausewind, der immer Geld braucht und keines hat."

„Hm, hm!"

„Er hat sich, wie nachgewiesen worden ist, in einer Opiumspelunke erst in die zur That erforderliche Berauschung versetzt und endlich — er ist am Thatort unmittelbar nach, vielleicht auch während der That angetroffen worden. Denn dem Schreiber Jones ist auch nicht zu trauen. Was der sagt, darf man nicht auf die Goldwage legen."

„Hm, hm!"

„Die Komödie, die dann Niggs bei der Leiche gespielt hat — nun, wissen Sie, Sir, wer jenes fertig bringt, der bringt auch das fertig. Also dadurch darf man sich nicht irre machen lassen. Eine Ausrede weiß schließlich jeder Verbrecher. Was meinen Sie, Sir? Man kann fast von einem Verdacht in dieser Sache nicht mehr reden, denn das sieht doch aus auf ein Haar wie ein direkter Beweis, wie eine Festnahme in flagranti. Nicht, Sir?"

„Hm, hm! Ja," meinte der fremde Herr und sah sich flüchtig, aber mit Augen wie ein Falke um. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, und sagte zu Simon Jefferson: „Dort hinauf geht es nach Piccadilly, Sir, ich gehe nun hierhin. Adieu, Sir."

„Besten Dank, mein werther Herr, besten Dank," rief Simon Jefferson seinem freundlichen Führer nach und sah gerade noch, wie er in einen kleinen Schnapsladen hineinsprang, wahrscheinlich um sich eine Stärkung zu Gemüth zu führen.

Simon Jefferson verfolgte zufrieden seinen Weg nach Piccadilly hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Sepp als Kindswärter.

(Mit Bild auf Seite 209.)

Lieber zwanzig Geißen einen ganzen Tag hüten, als eine Stunde das Kind warten, meint der Hirtenbub Sepp, dem aufgetragen wurde, in Abwesenheit der Frau des Bauern den Kindswärter zu spielen. Das war eine Plage und ein schweres Stück Arbeit. Das Mareili heulte jeden Augenblick ohne allen Grund und wollte sich gar nicht beruhigen lassen, so viel Mühe sich auch Sepp gab, es zu unterhalten. Endlich fabrizirte er ihm einen „Schnuller", steckte ihm den in den Mund und pfiff dem Kinde dann seine schönsten Weisen vor. Das half — aber wie lange? Mit dieser bänglichen Besorgniß im Gesicht sehen wir Sepp auf dem Gemälde von M. Budinski (siehe unser Bild auf S. 209) dastehen, den ihm anvertrauten Säugling auf den Armen. O, es ist wahrhaftig kein Vergnügen, Kindswärter zu sein, denkt er dabei.

Das Bildstöckeljoch in Tirol.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Das südwestlich von Innsbruck sich öffnende Stubaithal bildet den Zugang zu einer Anzahl der stolzesten Gipfel der Stubaier Gruppe, die ein würdiges Glied der Oetzthaler Alpen ist. Seiner leichten Zugänglichkeit wie seiner Naturschönheiten wegen wird es vielfach als Uebergang von Innsbruck nach Sölden im Oetzthal gewählt. Dabei hat man das Bildstöckeljoch zu überschreiten, das seinen Namen von einem sogenannten „Bildstöckl" (Heiligenbild) trägt, welches auf der Jochhöhe (3128 Meter) errichtet ist. Eine prächtige Aussicht entschleiert sich dort: auf die nahe Stubaier Wildspitze und Schaufelspitze, hinab in's Windachthal und jenseits desselben auf die Eiswelt der Oetzthaler Berge, unter denen die Venter Wildspitze besonders gewaltig hervortritt (siehe das Bild auf S. 212). Unter den von jedem Rüstigen auszuführenden leichteren Jochübergängen ist der über das Bildstöckeljoch einer der schönsten. Der recht steile und auch etwas lange Niederstieg in's Windachthal und weiter bis Sölden ist freilich eine kleine Bitterniß, die nach dem vorhergegangenen Schönen mit in den Kauf genommen werden muß.

Feldhuhn und Mauswiesel.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Das kaum spannenlange Mauswiesel, auch Heermännchen genannt, ist ein grausamer Räuber von unersättlichem Blutdurst und ersetzt durch Gewandtheit, List und Unermüdlichkeit mehr als ausreichend, was ihm an Körperkraft abgeht. Es überwältigt mit seinen kleinen, nadelscharfen Zähnen und Krallen Thiere, die sein Eigengewicht um das Zwanzigfache übertreffen, wie zum Beispiel Hasen; Feldhühner fallen ihm besonders zahlreich während der Brutzeit zum Opfer. Unser Bild auf S. 213 stellt eine solche Tragödie aus dem Thierleben dar. Das Mauswiesel hat sich unbemerkt an die brütende Feldhenne herangeschlichen, sie mit einem schnellen Sprunge erhascht und sich in ihre Brust eingebissen. Trotz der verzweifelten Gegenwehr der Armen wird es sie doch überwältigen, ihr Blut trinken und sich dann an die süßen Eier machen, deren Inhalt zu seinen Lieblingsspeisen gehört.

Das steinerne Gras.

Erzählung aus Labrador.

Von J. O. Hansen.

1.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Sommer des Jahres 1842, als Kapitän Thompson, ein alter Labrador- und Grönlandsfahrer, mit seinem Schiffe „Elias" heimwärts steuerte. Mit einer werthvollen Beute an Robbenfellen, Thran und Walroßzähnen beladen, befand sich das Schiff etwa dreihundert Seemeilen östlich von Nord-Labrador auf dem Ozean.

Seit zehn Tagen hatte dicker, schwerer Nebel geherrscht und starker Westwind. Nun aber war die See ruhig und das Wetter klar geworden, so daß man eine weite Umschau halten konnte.

Am Vormittag gegen neun Uhr rief der

Mann auf dem Ausguck: „Halloh! Ein Fahrzeug im Süden!"

„Was für eins?" fragte der Kapitän.

„Es scheint ein kleines Boot von Grönland oder Labrador zu sein."

„Alle Wetter, wie kann denn das so weit auf die See hinaus verschlagen worden sein?"

Der Kapitän und sein erster Steuermann suchten mit ihren Fernrohren den südlichen Horizont ab und fanden bald das kleine Fahrzeug. Es war ein Kajak, eines von den leichten kleinen Eskimobooten aus Fischbeinstäben und zusammengenähten Robbenfellen. Ein solcher Kajak ist so leicht, daß ein Mann ihn ohne besondere Mühe auf die Schulter nehmen und über Land forttragen kann.

Es befand sich ein Eskimo darin, der aber in sich zusammengesunken und wie leblos dasaß. Der schmale Kajak konnte trotzdem nicht kentern, weil das einzige Ruder mit breiten Schaufelflächen an beiden Enden quer über dem Boote befestigt war.

„Der arme Teufel scheint todt zu sein," meinte der erste Steuermann.

Nach einer halben Stunde kam das Schiff dem kleinen Kajak ganz nahe. Ein solches Eskimoboot ist auch oben mit Robbenfellen zugenäht, worin sich nur ein kleines rundes Loch befindet, aus welchem der Insasse mit dem Oberleibe hervorragt. Schnürt er mittelst Riemen dies elastische Felldeck fest an seinen in Pelzkleidung steckenden Leib, so wird sein Kajak völlig wasserdicht, und keine Welle kann nun in dasselbe hineinspritzen.

Zum Erstaunen des Kapitäns und der Mannschaft fing der für todt gehaltene Eskimo an sich zu rühren. Er bewegte sein Ruder zum Zeichen, daß er lebe und Hilfe erflehe.

Das Bildstöckeljoch mit Blick auf die Venter Wildspitze (Tirol). Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer. (S. 211)

„Vorwärts, setzt das Boot aus!" befahl der Kapitän, „und holt den armen Burschen herein."

Dieser Anordnung wurde alsbald Folge geleistet. Das Schiff wurde beigedreht und ein Boot in See gelassen. Man holte den Kajak mit dem halbtodten Eskimo heran und hißte zuerst ihn und dann sein leichtes Fahrzeug an Deck.

Unter sorgsamer Pflege kam der junge Mensch — er mochte kaum zwanzig Jahre zählen — nach einigen Stunden wieder einigermaßen zu Kräften. Er sagte in fremdartig klingendem, aber doch recht gut verständlichem Englisch, daß er Tuki heiße und zu einem Stamme gehöre, der nahe bei der Herrnhutermission Nain an einer Bucht der nördlichen Labradorküste hause. — Nach Eskimobegriffen mochte Tuki ein recht hübscher und angenehmer Bursche sein. Freilich war er keine fünf Fuß hoch, er hatte eine platte, dicke Nase, listige kleine Aeuglein, straffe lange Haare, einen breiten Mund und eine niedrige zurücktretende Stirn wie alle Eskimos; aber sonst sah er doch sehr gutherzig und wacker aus. Offenbar war sein Charakter vortrefflich geartet.

Wie mochte es geschehen sein, daß er, der geschickte Kajakführer, so weit von der Küste und auf die See hinaus hatte verschlagen werden können? Das war eine klägliche Geschichte. Er hatte, wie er sagte, Robben auf den Klippen erlegen wollen. Heftige Strömungen und scharfer



Feldhuhn, während des Brütens von einem Mauswiesel überfallen. (S. 211)

Westwind hatten ihn immer weiter hinausgetrieben. In dem lange anhaltenden dicken schweren Nebel war es ihm zuletzt nicht mehr möglich gewesen, sich zu orientiren. Zehn Tage lang dauerte seine Irrfahrt. Zuletzt, von Hunger, Durst, Müdigkeit völlig erschöpft, hatte er geglaubt, daß er elendiglich umkommen müsse. Er hätte es nicht noch einen Tag länger aushalten können.

Was war nun zu thun? Ihn nach Nain zu bringen, war nicht angängig. Das Schiff „Elias" hätte damit zu viel Zeit verloren. Es wurde beschlossen, ihn und seinen Kajak nach Leith, dem schottischen Heimathshafen des „Elias", mitzunehmen. Später würde sich vielleicht eine Gelegenheit für ihn bieten, nach Labrador zurückzukehren.

Tuki mußte damit zufrieden sein. Nach und nach erlangte er seine gewöhnliche gute Laune wieder und wurde der Liebling der Mannschaft.

Wohlbehalten kam das Schiff in Leith an. Hier erregte der Eskimo mit seinem Kajak viel Aussehen und Interesse. Die Spekulation bemächtigte sich seiner. Man veranstaltete ein großes Wettrudern im Hafen von Leith, wo auch gerade einige Kriegsschiffe ankerten.

Zwölf gewandte Marinematrosen mit einem schnellen Boote und Tuki mit seinem Kajak ruderten um die Wette. Vergebens waren die Anstrengungen der Zwölf. Mit Leichtigkei wurden sie von dem Eskimo besiegt.

So auch bei anderen Versuchen. Es kamen Mitglieder von Ruderklubs mit ihren leichten Rennbooten, um das Kunststück zu probiren. Ganz unnütz. Tuki siegte immer.

Er wurde nach anderen Hafenstädten berufen, um seine erstaunliche Kunst in der pfeilschnellen Führung des Kajaks zu zeigen. Und auch dort war er stets Sieger.

Beträchtliche Geldgewinne fielen ihm zu. Von dem Gelde, welches die Unternehmer erhoben, erhielt er gute Antheile. Außerdem wurde er von vornehmen und reichen Liebhabern des Rudersports sehr reichlich beschenkt. So fügte es sich also, daß das vermeintliche Unglück, welches ihn auf's Weltmeer hinausgetrieben, sich für ihn in ungeahntes Glück verwandelte.

Die Zeitungen brachten Berichte über ihn und seine Leistungen. Er wurde so berühmt, daß sein Bildniß in einem illustrirten Journale erschien. Das Bild stellt ihn in seinem Kajak sitzend dar. Damals war aber die Kunst des Holzschnitts noch nicht zu der wundersamen Vollkommenheit von heutzutage gestiegen. Das Bild gerieth recht schlecht. Tuki gleicht darauf mehr einem bekleideten Seehund, als einem anständigen und vernünftigen Eskimo. Aber dennoch war dies eine große Ehre für ihn.

Fast neun Monate hielt Tuki sich in Schottland auf. Dann bot sich eine Gelegenheit für ihn dar, nach Labrador zurückzugelangen. Ein Schiff von Leith sollte auf den Robbenfang aussegeln und auch die Küstenbucht, woran Nain liegt, besuchen, um Tauschhandel mit den dortigen Fischern und Eskimos zu betreiben.

Auf diesem Fahrzeug wurde für Tuki Passage besorgt von einigen seiner Gönner. Viele Kisten und Ballen mit nützlichen Gebrauchsartikeln aller Art ließ er an Bord schaffen, auch ein schönes neues Segelboot, ferner Jagdgewehre und Munition dazu. Er selbst war nicht mehr in sein gewöhnliches Kostüm gekleidet, sondern wie ein wohlhabender Schotte. Sein Eskimokostüm und seinen Kajak schenkte er aus Dankbarkeit dem ethnographischen Museum.

Das Schiff segelte ab und gelangte glücklich nach Labrador. In Nain hatte man natürlich Tuki für todt gehalten, und er war betrauert worden von seinen Eltern, Geschwistern und Freunden. Um so größer war das Erstaunen und die Freude, als er so unverhofft wieder ankam, noch dazu mit so vielen guten Sachen. Er war jetzt unzweifelhaft der reichste Eskimo in Labrador, zumal er auch noch ein hübsches Sümmchen baren Geldes besaß.

Weil er sich in Schottland daran gewöhnt hatte, in einem ordentlichen Hause zu wohnen, so gefielen ihm die heimathlichen Erdhöhlen und das sommerliche Fellzelt nicht mehr. Er ließ sich von den Zimmerleuten der Mission ein festes Holzhaus bauen mit einem großen Kachelofen und sonstigen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten.

Die Folge davon war, daß alle heirathsfähigen Eskimomädchen nach ihm liebäugelten und ihn gar zu gerne zum Manne gehabt hätten. Doch Tuki ließ sie schmachten; sein Herz war einer gewissen Susanne zugeneigt, der Tochter des Händlers und Schänkwirths Andrews. Dieser, ein früherer Jäger der Hudsonsbai-Pelzcompagnie, war der angesehenste und wohlhabendste Mann in dem kleinen, bei der Mission Nain entstandenen Fischerorte. Er betrieb Tauschhandel mit den Eskimos und hatte immer die meisten Vorräthe. Auch hatte er mit dem Kapitän des Schiffes von Leith das beste Geschäft gemacht zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Seine Tochter Susanne war durchaus keine Schönheit. Klein, derb, stumpfnasig, pausbackig, rothhaarig, aber heiteren Gemüths, so war sie beschaffen. Sie hatte Tuki bezaubert, der in ihr sein weibliches Ideal erblickte.

Schon früher hatte er darauf losgesteuert, sie als Braut zu erlangen. Susanne mochte ihn nämlich wohl leiden; auch war sie sich bewußt, daß sie keine allzugroßen Ansprüche machen konnte in der Ehestandslotterie. Aber ihr Vater hatte ihn damals mit Verachtung abgewiesen.

Nun aber war Tuki reich geworden und besaß ein schönes Holzhaus. So glaubte er denn mit hoffnungsfrohem Herzen, wieder einmal anklopfen zu dürfen. Allerdings behandelte der ehemalige Trapper ihn jetzt mit etwas mehr Achtung, wies ihn aber doch ab mit den bestimmten Worten: „Meine Tochter soll keinen Eskimo heirathen."

Susanne wurde darüber so betrübt, daß sie ihre gewöhnliche Heiterkeit verlor; sie weinte sich die Augen roth, wodurch sie ihr Antlitz keineswegs verschönerte. Ihr abgewiesener Liebhaber grämte sich über alle Maßen — denn auch ein Eskimojüngling besitzt ein empfindsames Herz, und die Liebe übt ihre geheimnißvolle Macht in allen Himmelsstrichen, am Nordpol und im Wüstensand.

Um sich in seinem Kummer zu zerstreuen, beschloß Tuki, einen Jagdausflug in's Innere zu machen. Er zog das gewöhnliche sehr praktische Eskimokostüm an, nahm seine beste Jagdflinte, mit der er gut umzugehen gelernt hatte, und setzte sein Segelboot in Stand. Er beabsichtigte in den Bergen am Flusse womöglich einige schwarze Füchse zu erlegen, deren schöne Felle äußerst werthvoll sind. Mit günstigem Ostwind fuhr er den breiten Strom hinauf, der sich in die Bucht von Nain ergießt.

2.

Als der kühne portugiesische Seefahrer Gaspar Cortereal im Jahre 1501 auf seiner Nordlandsfahrt einen Küstenstrich der ungeheuren, gegen zwanzigtausend Quadratmeilen großen Halbinsel entdeckte, gab er der Gegend den Namen „Tierra Labrador", was „ackerbaufähiges Land" bedeutet. Ein wunderlicher, ganz unpassender Name! Denn in Labrador gibt es in den Thälern des Innern zwar Baumwuchs, aber von einem Anbau des Bodens kann bei den klimatischen Verhältnissen keine Rede sein.

Die Küsten sind am besten bekannt. Dort hausen seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden, Stämme der Eskimos, welche in Bezug auf ihre Nahrung hauptsächlich auf das Meer, nämlich auf Fischerei und Robbenfang, angewiesen sind.

Das gebirgige Innere ist noch fast gänzlich unbekannt. Man weiß nur, daß im Süden große Wälder, im Norden ungeheure Einöden, viele Seen und Ströme sich befinden. Einige Indianerhorden ziehen darin umher, die Naskopis und die Skoffis, wie sie von den Eskimos genannt werden. Die weißen Fischer und Schiffer, die zuweilen Pelze von ihnen erhandeln, nennen sie Gebirgsindianer. Die äußerst wilden rothen Jäger gebrauchen sehr geschickt Pfeil und Bogen. Mit den Eskimos lebten sie zur Zeit unserer Erzählung in Erbfeindschaft. Wo Indianer und Eskimos zusammentrafen, da gab es stets ein blutiges Gefecht. Weder auf der einen noch auf der anderen Seite kannte man Erbarmen.

Seltsam ist es, daß man bisher nicht von Süden her die genauere Erforschung des großen Landes in Angriff genommen hat, was doch ohne besondere Schwierigkeit ausführbar erscheint. Man wird sich wohl noch mit der Zeit dazu entschließen und dann wahrscheinlich manche recht wichtige und nützliche Entdeckung machen, vielleicht gar Gold finden, wie kürzlich in Alaska.

Als Tuki etwa zwanzig Kilometer weit den Strom hinaufgefahren war, lenkte er sein Fahrzeug unter eine überhängende Felsenwand in eine ihm bekannte Höhle, deren Hintergrund wie ein schwarzer unheimlicher Schlund war, in welchen tiefer einzudringen er niemals gewagt hatte. Dann nahm er seine Flinte, stieg aus und watete durch das seichte Wasser an's Ufer.

Er pürschte etwa eine halbe Stunde lang zwischen den Felsen, als er eine wilde Gebirgsziege gewahrte, auf welche er schoß. Er fehlte. Gleich darauf aber vernahm er ein gellendes Kriegsgeheul. Zu seinem größten Entsetzen entdeckte er in einiger Entfernung eine Bande von etwa zwanzig Naskopi-Indianern, welche sogleich auf ihn losstürmten, nachdem sie durch den Flintenschuß auf ihn aufmerksam geworden waren.

Nur eiligste Flucht konnte ihn retten. Der Weg, auf welchem er hergekommen, war ihm schon abgeschnitten. So mußte er eine etwas andere Richtung einschlagen, um nach seinem verborgenen Boote zu gelangen.

Aber sein unbekannter Pfad wurde bald fast unwegsam. Nackte Felsen um ihn: dunkler Serpentin mit eingesprengten Schichten von Gneiß, Glimmer, Quarz und Kalkspath. Tuki verstand freilich nichts von Geologie und Mineralogie. Für ihn war der Stein nur ein Stein und der Felsen ein Felsen.

Das Kriegsgeschrei seiner Verfolger erscholl vernehmlicher hinter ihm. Sie waren ihm näher gekommen.

Da gelangte er bei seinem hastigen Laufen und Felsenerklimmen in eine tiefe unüberspringbare Schlucht, eine von der Art, die man im fernen Süden „Cañon" nennt. Oben war sie so schräge wie ein Kirchendach, zwanzig Meter weiter unten fiel sie steil ab, und man konnte den Grund der Schlucht nicht sehen.

Es gab keinen Ausweg mehr. Entweder mußte Tuki sich gefangen geben und den grausamsten Tod erleiden, oder er mußte sich in den Abgrund stürzen.

Er zog das Letztere vor.

„Vielleicht liegt da unten in der Schlucht noch eine dicke Schicht Winterschnee," murmelte er. „Ist das der Fall, so kann ich mich noch retten. Andernfalls werde ich zermalmt bei dem Sturz; doch dies ist immer noch besser, als von den rothen Feinden langsam zu Tode gemartert zu werden."

Die Indianer waren nur noch fünfzig Schritte entfernt. Einige spannten schon ihre Bogen. Da warf sich Tuki plötzlich zur Erde, und im nächsten Augenblicke rutschte und rollte er den schrägen Abhang hinunter. Die herbeilaufenden Indianer sahen noch, wie er unten über den Rand der Abschrägung in den scheinbar bodenlosen schwarzen Abgrund stürzte. Da erhoben

sie ein Triumphgeheul, denn sie glaubten natürlich, daß der Eskimo dort unten zermalmt liegen müßte.

Befriedigt in ihren Rachegelüsten, zogen sie ab.

— — — — — — — — — —

Und Tuki?

Der wackere Eskimo befand sich den Umständen nach recht wohl. Vom Rand der Abschrägung war er senkrecht etwa fünfzehn Meter tief auf den schmalen Grund der Schlucht hinabgestürzt, allerdings nicht auf eine Schneeschicht, aber doch auf eine andere weiche und elastische Masse.

Wohl war er einen Augenblick betäubt gewesen, denn er hatte eine tüchtige Erschütterung erhalten; doch schon nach wenigen Minuten kam er zu sich und vergewisserte sich, daß er kein Glied gebrochen habe.

Mit größtem Erstaunen untersuchte er die seltsame Masse, auf welcher er lag. Es drang freilich nur wenig Tageslicht von oben auf den Grund der engen Schlucht, aber der schwache Schimmer genügte doch.

Es war eine verfilzte Masse von grünlichen und graugelben, etwa fußlangen Fasern, sehr biegsam, doch etwas spröde, ungefähr so anzufühlen wie Pferdehaare.

Schmelzende Schneemassen und anhaltende Regengüsse mochten seit Jahrhunderten diese vielleicht von den Felswänden losgespülten und abgerissenen sonderbaren Fasern hier so massenhaft zusammengeschwemmt und aufgehäuft haben, denn sie bildeten ein so dickes Polster, daß Tuki sie nicht bis auf den Grund zu durchwühlen vermochte.

Ganz verdutzt murmelte er: „Was mag das nur sein? Ist das steinernes Gras?“ Denn aus einer geschmeidigen Steinmasse schienen ihm die verfilzten Fasern gebildet zu sein.

Er beschloß, darüber bei klugen Leuten Erkundigungen einzuziehen, und ballte zu solchem Behufe einen kleinen Knäuel von den Fasern zusammen, den er in die Tasche steckte.

Die Hauptsache war für ihn nun, aus der Schlucht zu kommen. Die senkrechten Felswände vermochte er selbstverständlich nicht zu erklimmen. Aber Tuki dachte sich, daß zu gewissen Jahreszeiten viel Wasser durch die jetzt trockene Schlucht laufen und irgendwo einen Ausfluß haben müsse. Vielleicht konnte ein Eskimo da auch durchkommen.

Eine Viertelstunde lang tappte er den engen Cañon entlang, nach der Richtung, wo dessen Grund sich allmälig abwärts senkte. Hie und da bemerkte er noch andere Haufen von den verfilzten Fasern. Endlich schlossen sich die Felswände oben dicht zusammen, aber unten war ein natürlicher Tunnel, in welchen sonst wohl das Regen- und Schneewasser hineinströmte.

Vorsichtig ging Tuki in den gefährlichen, unheimlichen Höhlengang. Da sah er plötzlich nicht sehr weit vor sich den Schimmer des Tageslichtes. Es mußte da der Ausgang sein. Behutsam tappte er dorthin, erreichte die Oeffnung und sah zu seiner angenehmsten Ueberraschung vor sich sein Segelboot. Der schwarze dunkle Schlund im Hintergrunde der Felsengrotte am Strom war also das Ausflußloch des im Cañon sich sammelnden Wassers.

Er hielt Umschau, sah aber nichts Verdächtiges. Dann stieg er in sein Fahrzeug und setzte das Segel. Der Wind war nach Norden umgesprungen. So, von Wind und Strömung getrieben, kam er rasch nach Hause.

3.

Es war zwei Tage nachher.

Der Händler Andrews stand vor seiner Thür und dachte nach über eine neue Spekulation in Robbenthran. Da trat Tuki zu ihm, grüßte höflich und zeigte ihm das Fasernknäuel

„Könnt Ihr mir vielleicht sagen, was dies ist?“

„Weiß nicht, Tuki.“

„Es scheint eine Art steinernes Gras zu sein.“

„Unsinn! Damit kann man die Schafe und Ziegen der Mission nicht füttern.“

„Vielleicht ist's sonst zu irgend etwas nütze.“

„Glaub's nicht. Schund ist's.“

„Ich will doch den Missionar fragen.“

Der junge Eskimo begab sich nach der Mission.

„Nun, Tuki, was willst Du?“ fragte der alte Geistliche freundlich.

„Ehrwürdiger Herr, könnt Ihr mir sagen, was dies ist?“

Der Missionar, ein in den Naturwissenschaften wohl erfahrener Mann, nahm die Fasern zur Hand und prüfte sie aufmerksam. Er zündete ein Licht an und hielt die Fasern in die Flamme. Sie begannen zu glühen, verbrannten aber nicht.

„Wahrhaftig, das ist Berg- oder Steinflachs.“

„Also doch eine versteinerte Pflanze?“

„Nein, keine Pflanze, sondern ein merkwürdiges Mineral, welches sich spinnen und weben läßt, so daß man vortreffliche Gewebe daraus verfertigen kann, die im stärksten Feuer unverbrennlich sind. Deshalb wird dies Mineral zu mancherlei gewerblichen Zwecken gebraucht. Der eigentliche richtige Name dafür ist Asbest. Ich glaube, diese Probe ist ebenso gut, wie der beste sibirische Asbest. Wo hast Du dies gefunden?“

„Droben am Flusse, in einer Schlucht des grauen Steingebirges.“

Und der junge Eskimo berichtete kurz sein gefährliches Abenteuer.

„Es ist also viel davon vorhanden?“

„Viele Bootsladungen.“

„Nun, Tuki, dann ist das ein großes Glück für Dich, Deine Verwandten und Freunde, ja für den ganzen Eskimostamm. Denn ich hoffe, Du wirst den Anderen Gutes thun.“

„Das will ich gewiß herzlich gern. Also durch den Verkauf solcher Fasern kann man viel Geld verdienen?“

„Unzweifelhaft. Ich glaube, dieser vielbegehrte Rohstoff, der selten in solchen Massen gefunden wird, steht sehr gut im Preise auf dem Weltmarkte.“

„Ich danke, ehrwürdiger Herr.“

Hochbefriedigt, von frohen Hoffnungen erfüllt, verließ Tuki den Missionar.

Er verständigte sich mit seinem Vater, mit seinen Brüdern und sonstigen Verwandten, auch mit den anderen Eskimos. Es wurde abgemacht, daß Tuki als Entdecker einen größeren Antheil am Gewinne haben solle.

Dann fuhren einige Boote mit vielen Eskimos den Fluß hinauf, um durch den wunderbaren Höhlengang Ballen und Packen des werthvollen Minerals zu holen.

Die Indianer hatten die Gegend verlassen, waren also nicht zu fürchten. Auch waren die bewaffneten Eskimos zahlreich genug, um Kämpfe mit den wilden Naskopis siegreich bestehen zu können.

Man schaffte viele Ballen Asbest nach Nain. Es ankerte gerade ein Schooner im Hafen. Darauf wurden die Ballen verfrachtet nach St. Johns auf der Insel Neufundland.

Zwei dortige sachkundige Kaufleute interessirten sich sehr für die Sendung; sie zahlten einen guten Preis und sandten einen Bevollmächtigten nach Nain, um Kontrakte für fernere Lieferungen mit den Eskimos abzuschließen.

Jetzt erwachte auch die Begehrlichkeit des Händlers Andrews.

Er sagte zu Tuki: „Ich möchte mich wohl betheiligen an diesem erstaunlich vortheilhaften Asbestgeschäft.“

„Das kann geschehen, Nachbar,“ versetzte der junge Eskimo. „Doch nur unter der Bedingung, daß Ihr mir Eure Susanne zum Weibe gebt.“

„Sollst die Susanne haben, Tuki,“ meinte der Händler, dessen Stolz vor dem voraussichtlichen guten Geschäfte schmolz. „Du bist ja doch der klügste und reichste Eskimo in ganz Labrador.“

Bald wurde die Hochzeit gefeiert. Der alte Missionar traute das glückliche Paar.

Alljährlich während des kurzen Sommers, wenn die Schlucht zugänglich war, wurde aus derselben Asbest geholt. Die Lagerstätte wurde so eine fortlaufende Quelle des Wohlstandes für den ganzen Eskimostamm.

Tuki starb als Haupt einer zahlreichen Familie und als sehr wohlhabender Asbesthändler im Jahre 1879.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Lord Spleen in Paris. — Es war an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1831, da machte auf dem Börsenplatze zu Paris unter den vielen Passanten und Händlern aller Art ein langer, hagerer, rothbärtiger Engländer sich bemerkbar, und zwar recht auffällig, weil er schrie: „Heran, ihr lieben Leute! Wer kauft neue blanke Fünffrankenstücke? Nur zwei Franken per Stück!“ Dabei schüttelte er ein Säckchen und die Geldstücke darin erklangen gar lieblich.

Alsbald drängten sich die Leute um ihn und begehrten seine Waare zu sehen. Er zeigte ihnen blanke Fünffrankenstücke, fand aber dennoch keine Käufer. Denn die Neugierigen trauten dem sonderbaren Handel nicht; sie hielten die blanken neuen Geldstücke für falsch. Endlich wurde auch der auf dem Platze stationirte Polizist darauf aufmerksam, er nahte sich sofort und führte den Engländer auf's nächste Polizeikommissariat. Dem Verhafteten schien das gar nicht so unangenehm zu sein; wenigstens behielt er unerschüttert seine gewöhnliche Gemüthsruhe.

Im Bureau, nachdem der Polizist den Rapport erstattet, fragte der Kommissar den Arrestanten: „Also Sie verkaufen Fünffrankenstücke für zwei Franken?“

„Jawohl, Herr Kommissar.“

„Das ist ja ein seltsames Geschäft.“

„Meines Wissens ist es in Frankreich nicht verboten, solche Geschäfte zu machen.“

„Jedenfalls ist die Behörde verpflichtet, Ihr Treiben genauer zu erforschen. Zeigen Sie Ihre Waare!“

Der Engländer überlieferte bereitwilligst sein Geldsäckchen. Es enthielt fünfzig neue blanke Fünffrankenstücke.

„Wie viele haben Sie verkauft?“

„Kein einziges.“

„Will's wohl glauben. Man hat vermuthet, die Geldstücke müßten falsch sein.“

„Es ist in der That auf's Tiefste zu beklagen, daß die Menschen so einfältig sind.“

Der Beamte untersuchte mit Hilfe eines Sachverständigen, der eiligst zur Stelle gerufen wurde, sorgfältig die fünfzig neuen blanken Geldstücke. Es war nichts daran auszusetzen, Aussehen, Klang, Gewicht, Alles ganz richtig. Unzweifelhaft waren die Geldstücke echt.

Erstaunt dachte der Kommissar: „Dieser wunderliche Engländer ist offenbar vom Spleen besessen, weil er auf solche Art sein Geld unter die Leute bringen will.“ Und laut sagte er: „Nehmen Sie Ihren Geldsack sammt Inhalt wieder in Empfang. Es versteht sich, daß Sie frei sind und hingehen können, wohin Sie wollen. Nur die Frage möchte ich mir noch gestatten: Weshalb betreiben Sie eigentlich dies sonderbare Geschäft?“

„Weil es mir Vergnügen macht,“ versetzte der Engländer. „Meine Mittel erlauben mir solche kleine Scherze. Und überdies handelt es sich um eine Wette. Ich sollte eine Stunde lang auf dem Börsenplatze Fünffrankenstücke für zwei Franken ausbieten. Leider ist die Wette nicht zum Austrag gekommen wegen der polizeilichen Einmischung.“

„Ich bedaure das, mein Herr; aber Sie werden einsehen, daß unter solchen Umständen die Polizei Verdacht schöpfen mußte.“

„Schon gut! Wahrscheinlich werde ich also nächster Tage den Versuch nochmals machen müssen. Adieu, Herr Kommissar!“

„Adieu, mein Herr!“ —

Die Pariser Zeitungen brachten nach ihrer Weise pikante Berichte über den Vorfall: Ein edelmüthiger, reicher Engländer habe fünf für zwei Franken geben

wollen, sei aber von der, wie gewöhnlich, stets voreiligen Polizei in seiner philanthropischen Thätigkeit gestört worden. Seine blanken Fünffrankenstücke seien nicht falsch, sondern echt, das habe die Untersuchung ergeben.

Da dachten, als sie das lasen, Alle die, welche damals auf dem Börsenplatze gewesen waren: „Siehe da, hätten wir das doch nur gewußt! Mit wahrer Wonne hätten wir dem verrückten Engländer seine Fünffrankenstücke abgekauft.“ —

Vier Tage später erschien derselbe Engländer zur selben Stunde wieder auf dem Börsenplatze und rief: „Heran, ihr lieben Leute! Wer kauft neue blanke Fünffrankenstücke für zwei Franken? Immer heran! Wer zu spät kommt, hat den Schaden!“

Er trug einen großen, schweren Geldsack in der linken Hand. Hinter ihm her schritt ein schweigsamer englischer Diener, der einen ähnlichen Sack trug.

Viele Leute drängten sich bald um ihn und seinen Begleiter. Es wurde geflüstert: „Der verrückte Engländer ist wieder da! Lord Spleen mit seinem Geldsack! — Sogar mit zwei Geldsäcken!“

Und man schrie: „Mylord, bitte, zwei Stück! — Vier Stück! — Zehn Stück! — So viele wie möglich! — Ach, ich Aermster, kann nur eines kaufen! — Kann man nicht einige umsonst erhalten? — Das wäre doch zu viel verlangt! Lord Spleen hat seinen festen Preis!“ Und derartige Rufe mehr durchschwirrten die Luft. Dazu lustiges Gelächter und echte Pariser Witze.

Mit erstaunlicher Geschwindigkeit verkaufte der Engländer seine blanken Geldstücke. Bald war der erste Sack geleert, und es kam der zweite an die Reihe.

Der Polizist, welcher einige Tage zuvor ihn arretirt hatte, war wieder auf seinem gewöhnlichen Posten. Vergnügt sah er dem Treiben zu und dachte nichts Arges, sondern vielmehr kam ihm der Gedanke: „Warum sollte ich nicht auch davon ein bischen profitiren?“

Er drängte sich heran und rief: „Mylord, auch ich bitte um fünf Stück!“

„Ah, Sie sind's!“ sprach freundlich der Engländer. „Mit wahrem Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch, mein Lieber! Da sind fünf Stück!“

„Hier sind zehn Franken dafür! Besten Dank, Mylord!“

„Keine Ursache, mein Herr! Es ist ja eine Geschäftssache.“

In sehr kurzer Zeit hatte der sonderbare Engländer alle seine blanken Fünffrankenstücke — über zweitausend Stück — an den Mann gebracht.

Dann rief er der Menge, die immer zahlreicher geworden war, zu: „Für heute ist der Spaß vorbei! Vielleicht komme ich morgen wieder!“

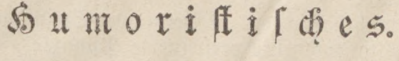
„Es lebe Lord Spleen!“ schrien lachend die Leute.

Gravitätisch schritt der Engländer mit seinem Diener von dannen, und Beide wurden nicht mehr gesehen.

Eine Stunde später geriethen die Leute in gewaltige Aufregung. Einige hatten für ihre so billig eingehandelten Fünffrankenstücke Einkäufe machen oder sie umwechseln wollen, und dabei hatte sich's herausgestellt, daß die blanken Münzen ausgezeichnet gut gearbeitete Falsifikate waren. Auch der brave Polizist machte, wie alle Anderen, dieselbe Erfahrung.

Nun wurde ergrimmt geschrien: „Der verwünschte Falschmünzer! O, dieser Schuft von einem Engländer! Er war also doch nicht spleenig, sondern höchst gerieben.“

Die Sache war die: Die echten Geldstücke hatte Niemand kaufen wollen, weil man sie für falsch hielt, und die falschen hatte man so begierig gekauft, weil man nach dem, was schon vorgegangen war, sie für echt hielt. Das war ein schlau ersonnener, ganz raffinirter Gaunerstreich, den „Lord Spleen“ vielleicht auch noch anderweitig ausgeführt hat, nachdem er ihm in Paris so gut gelungen war. [F. L.]



Humoristisches.



Im Gegentheil.

Gnädige: Haben Sie der Dame gesagt, ich sei ausgegangen?
Zofe: Jawohl, gnädige Frau.
Gnädige: Schien sie etwa einen Zweifel daran zu haben?
Zofe: Im Gegentheil — sie sagte, sie wisse bestimmt, daß es nicht wahr sei!

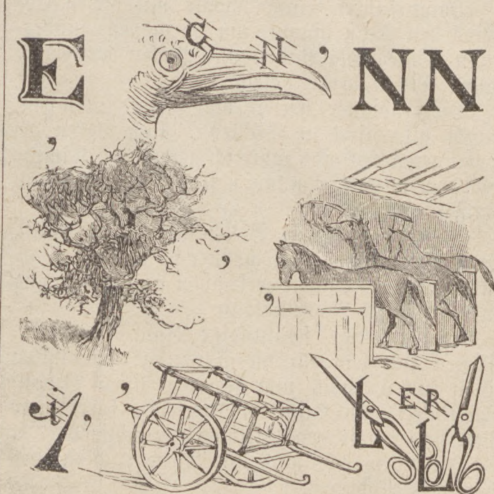
Benützte Gelegenheit.

Pferdebahnschaffner: Gehört die Dame da auf dem Perron zu Ihnen, mein Herr?

Junger Herr (schüchtern): Wollen Sie 'mal fragen ... ob sie vielleicht Gefallen an mir hat?

Zartfühlend. — Damiens, welcher einen Mordversuch auf Ludwig XV. gemacht (1757), war dazu verurtheilt worden, geviertheilt zu werden. Als bei der Exekution sich die Pferde nun bemühten, den Verbrecher zu zerreißen, und die Henkersknechte tüchtig auf dieselben lospeitschten, rief eine Dame, welche dem Schauspiel aus dem Fenster zusah: „Ach Gott, die armen Pferde!“ [L—n.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 26:
Ungewohnte Speise verdirbt den Magen.

Zahlen-Räthsel.

1 2 3 4 5 6 ist dir in Rußland als Stadt bekannt,
2 1 3 4 nennt noch eine Stadt in demselben Land,
4 2 1 1 5 ein Zeichen, das der Schreiber oft macht,
3 5 1 2 5 eine Inselgruppe voll tropischer Pracht,
4 2 3 5 4 von Jugend auf mit dem Pferde vertraut,
4 5 4 5 2 eine Frucht, die man in Amerika baut,
1 5 6 3 oft Schaden stiftend in Haus und Flur,
4 2 3 1 2 3 ein Juwel der deutschen Literatur.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Buchstaben-Räthsel.

Wenn du zum Fenster blickst hinaus,
Dann sicher wohl an manchem Haus
Siehst du mit F das Räthselwort;
Doch wenn du willst mit B es seh'n,
Mußt weithin du nach Osten geh'n —
Als großes Reich triffst du es dort.

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 26:
Frohlocken.

Verlag der Buchdruckerei der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Ges. m. b. H., **Thorn**.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.